

Welche Sprachen sollen die Ostschweizer Schülerinnen und Schüler am Ende ihrer Schulzeit beherrschen?

Später, dafür besser Französisch lernen

Die Kritik am Frühfranzösisch wird in manchen Deutschschweizer Kantonen immer lauter. Es sei zu prüfen, so etwa der jüngste Vorstoss aus den Reihen der Thurgauer Mitte-Partei, ob man den Französisch-Unterricht von der 5. Klasse nicht auf die Oberstufe verschieben sollte. Ähnliche Anliegen wurden bereits in Zürich, Appenzell Ausserrhoden und St. Gallen deponiert. Die Diskussion ist also lanciert: Sollen die Ostschweizer Primarschülerinnen und -schüler, die ab der 3. Klasse in Englisch unterrichtet werden, weiterhin Französisch lernen? Oder reicht es, wenn diese Landessprache ab der 1. Oberstufe auf dem Stundenplan aufplopt?

Die Befürworterinnen von Frühfranzösisch, etwa Sprachwissenschaftlerinnen, betonen, es sei besser für die Kinder, möglichst früh mit Fremdsprachenunterricht anzufangen. Das Lernen falle dann einfacher. Auch wird mit dem nationalen Zusammenhalt argumentiert. Es gehe darum, Interesse und Verständnis für andere Sprachgemeinschaften und Kulturen zu wecken. Der Sprachenunterricht als nationaler Kitt sozusagen.

Auf der anderen Seite stehen Lehrpersonen, die negative Erfahrungen mit dem Frühfranzösisch machen. Demotivierte und überforderte Schüler, viele Fremdsprachige, die zuerst einmal richtig Deutsch lernen sollten, ehe sie sich mit der Sprache Molières auseinandersetzen können. Ins Feld geführt wird auch eine generelle Überfrachtung des Lehrplans. Man will zu viel und verzettelt sich dabei.



Französisch wird heute in der Ostschweiz ab der fünften Klasse unterrichtet.

Bild: Ralph Ribi

Die Kritikpunkte sollten nicht einfach mit Hinweis auf nationale Kohäsion und den von den Kantonen mühsam erarbeiteten Sprachenkompromiss vom Tisch gewischt werden. Eine periodische Überprüfung sämtlicher Schulfächer ist eine Daueraufgabe der Schule.

Tatsächlich sind die Französisch-Kenntnisse vieler 16-Jähriger, welche die obligatorische Schule verlassen, bescheiden, obwohl das offizielle Ziel darin besteht, zwei Fremdsprachen gleich gut zu beherrschen. Fakt ist aber, dass Englisch einfacher zu erlernen ist und im Alltag vieler Menschen in unserer Gegend häufiger vorkommt als Französisch. Dies führt automatisch dazu,

dass den meisten Ostschweizerinnen und Ostschweizern Englisch einfacher über die Lippen kommt als Französisch.

Das sind bedenkenswerte Argumente für die Verschiebung des Französisch-Unterrichts auf die Oberstufe. Diese sollte jedoch an zwei Bedingungen geknüpft werden: Erstens müssen sich die Kantone verpflichten, den Französisch-Unterricht ab der 1. Oberstufe für sämtliche Schülerinnen und Schüler (nicht bloss für die besseren) umfassend zu stärken. Am Ziel, dass am Ende der Schulzeit zwei Fremdsprachen gleich gut beherrscht werden, darf nicht gerüttelt werden. Viel eher ist also im Zuge dieser Diskussionen zu

überlegen, wie die Französisch-Kompetenz der deutschsprachigen Schweiz generell verbessert werden kann. Etwa durch die obligatorische Einführung von Austauschprogrammen mit der Westschweiz. Die Chancen, welche unser vielfältiges Land in dieser Hinsicht bietet, werden zu wenig genutzt.

Zweitens darf diese Reform nicht zu einem kantonalen Flickenteppich führen. Die Ostschweizer Kantone und Zürich, die heute zuerst auf Englisch und dann auf Französisch setzen, müssen sich im Rahmen der Erziehungsdirektorenkonferenz auf ein Modell einigen. Es kann nicht sein, dass Eltern, die von Winterthur

nach Frauenfeld oder von St. Gallen nach Arbon umziehen, mit einem anderen Sprachenunterricht an den Schulen konfrontiert werden.

Später Französisch lernen, dafür intensiver. So könnte ein Kompromiss aussehen. Denn eines ist klar: Französisch ist und bleibt in unserem Land mehr als ein «nice to have».



Stefan Schmid
stefan.schmid@chmedia.ch

Gedankenstrich

So geht unter Arbeit das Frühjahr vorbei

«Im März der Bauer die Rösslein einspannt, er setzt seine Felder und Wiesen in Stand. Er pflüget den Boden, er egget und sät und rührt seine Hände früh morgens und spät.» Und dann fährt er in die Stadt, um festzustellen, dass der Ort, an dem er seine Produkte verkaufen will, nicht instand gesetzt ist.

Im März spannt die Stadt St. Gallen die Rösslein nicht an, sondern verordnet sich ein planerisches Entspannungsprogramm. Frühlingsswellness sozusagen, garantierter Laufkundschaftsgewichtsverlust und Entschlackung von Zukunftsperspektiven inklusive. Durchaus konsequent angesichts des abgelehnten Autobahnausbaus, hat man sich doch offen dazu bekannt, möglichst wenig Autos in der Innenstadt haben zu wollen. Umnutzungspläne für das erneuerte Parkhaus am Unte-

ren Graben liegen sicher schon in irgendwelchen Schubladen. Ebenso, so steht zu hoffen, Pläne für eine ÖV-Linie, die den Bauern mit seinen Produkten in die Stadt bringt, wenn er schon seine abgasflatulentes Rösslein nicht mehr einsetzen darf.

Aber selbst wenn das bedeuten würde, dass der Bauer künftig nicht mehr zum Markt in die Stadt käme, wäre damit immerhin auch ein klares Signal gegen die politische Inkorrektheit der in dem bekannten Volkslied propagierten Rollenverteilung gesetzt. Aus der Sicht städtischer Aufklärtheit ist es kein Zustand, dass der Bauer sich mit seinen Rösslein vergnügt, während zuhause die Frauen schuften, um verkäufliche Frischware zu produzieren – und das dann womöglich noch tun. «Die Bäu'rin, die Mägde, sie dürfen nicht ruh'n, sie haben im Haus und im Garten zu tun. Sie graben und

rechen und singen ein Lied, sie freu'n sich, wenn alles schön grünnet und blüht» – anachronistische Männerfantasie pur. So etwas wird in der Stadt völlig anders gelebt, denn natürlich ist es reiner Zufall, dass die auf die Marktkundschaft angewiesenen Handeltreibenden nach einer Darstellung dieser Zeitung aus in Boutiquen Pullover verkaufenden Frauen und auf dem Markt Rüebli verkaufenden Männern besteht; faktisch verkaufen die Frauen hier phallische Gemüse und die Männer kuschelige Pullover, wie sich das heutzutage gehört.

Konsequent ist auch, dass St. Gallen in Sachen Neugestaltung des Marktplatzes längst eine Zone 30 ist. Zur Verhinderung von Tempoüberschreitungen bei der Planung wurde 2011 die erste und 2015 die nächste Vorlage versenkt, und dass die Vorlage 2020 deutlich ange-

nommen wurde, könnte auch daran liegen, dass die Stimbevölkerung damals noch Atemschutzmasken zu tragen hatte, die dazu tendieren, nicht nur Viren, sondern auch die klare Sicht zu behindern.

Um bei der Umsetzung dieser Vorlage wenigstens Tempo 30 zu halten, startete die Stadt 2017 einen partizipativen Planungsprozess. Wie es dabei gelungen ist, den umwerfenden Erfolg von 27 Einsprachen gegen das Projekt einzufahren, erfordert eine gewisse Fantasie. Die Stossrichtung der Einsprachen erweckt irgendwie den Eindruck, die Partizipanten hätten eine Einbahnstrasse portiert und einen mehrspurigen Autobahnkreisel vorgesetzt bekommen. Oder umgekehrt.

Naja. Wenigstens bleibt es ruhig in der Innenstadt und wird wohl auch noch etwas ruhiger werden, wenn mangels

Publikumsverkehrs weitere Läden aufgeben. Derweil bezaubert die Oberfläche des Marktplatzes damit, dass sie aussieht, als hätte sie knapp eine lebensbedrohliche Akne-Attacke überlebt, und fordert so kokett zur Suche nach ihren bleibenden inneren Werten auf. «So geht unter Arbeit das Frühjahr vorbei.» Und die Chance auf einen erneuerten Marktplatz ebenfalls.



Ulrike Landfester ist Professorin für Deutsche Sprache und Literatur an der HSG. Sie schreibt diese Kolumne immer montags im Turnus mit Toni Brunner, Carla Maurer und Walter Hugentobler.

lü

Der Weise im Abendland

«Als sich die Türen des Zimmers kurz vor 13 Uhr wieder öffneten, war von der Verteidigungsministerin keine Spur mehr zu sehen – sie war über den Fluchtweg in einer Toilette ins Bundeshaus Ost verschwunden.» – Per Knopfdruck hinübergespült.

«Durch den Brand wurden zwölf Personen mit Verletzungen unbestimmten Grades in die umliegenden Krankenhäuser eingeliefert.» – Vorbildlich, dass sich der Brand selbst an der Rettung beteiligt.

«Inzwischen füllen die Gerichtsakten des Irakers ganze Ordner.» – Halbe reichen nicht mehr.

Die deutsche Aussenministerin Annalena Baerbock muss die Frage eines Anhängers beantworten, «was sie am Liebsten isst». – Am liebsten hat sie Kartoffeln, Spinat und Spiegelei; am Liebsten mag sie seine Rippchen, Speck und Waden.

«Das Papier war so hart, dass man es vor Gebrauch erst tüchtig zerreiben und nass spuken musste.» – Wenn es spukt, einfach fest drauf spucken.

Gegen die Neugestaltung des St. Galler Marktplatzes sind 27 Einsprachen eingegangen. Egal – bis die erledigt sind, wird es ohnehin nur noch virtuelle Märkte geben.

Eiernotstand in der Schweiz: «Nur eine Sorte in den Regalen» – Die eckigen und die Güggeleier sind ausgegangen.

«Selenski könne in den nächsten Wochen ins Weisse Haus reisen, um den Deal dort feierlich abzuschliessen, sagen ukrainische Beamte.» – Diese Adresse wird er lange suchen müssen.

In einer Mitteilung fordert die Junge SVP, dass das Schweizer Aussendepartement (EDA) eine Reiseverwarnung für Deutschland, Belgien und Österreich ausspricht. – Dasselbe gilt für alle Schweizer Städte, in denen die SVP nicht in der Regierung vertreten ist.

«Sie ist mit Schlittenhunden aufgewachsen.» – Bellen kann sie bis heute.

«Ein Gämsenrudel Gämsen hat ein Schneebrett ausgelöst.» – Einem Gämsenrudel Hirsche würde das nie passieren.



Silvan Lühinger
ostschweiz@tagblatt.ch